

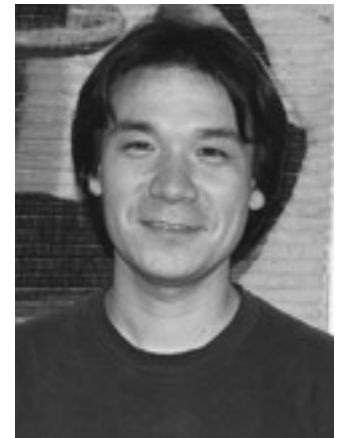
Ich habe Weltkirche erlebt, aber auch eine Kirche an der Seite der Armen

Gregor Schmidt aus Berlin erzählt, warum er Comboni-Missionar werden will.

Sein Zivildienst in Peru und ein Aufenthalt in einem Benediktinerkloster öffneten Gregor Schmidt die Augen für seinen künftigen Lebensweg. Nach einem Studienaufenthalt in Jerusalem entschloss sich der 30-Jährige im Jahr 2000 ins Postulat der Comboni-Missionare in Innsbruck einzutreten. Seit Oktober 2003 ist er Novize in Venegono, Italien.

Herr Schmidt, können Sie etwas zu ihrer Person sagen?

Ich bin 1973 in Berlin geboren und habe dort bis zum Abitur gelebt. Meine Mutter ist Koreanerin. Sie kam 1970 als Krankenschwester nach Berlin. Die Familie meines Vaters stammt aus Werl in der Diözese Paderborn. Mein Vater studierte in Berlin und lernte dabei meine Mutter kennen. Während meiner Berliner Zeit war ich im überkonfessionell christlichen Jugendverein „YoungLife“ engagiert. Zwei Jahre nach meinem Abitur ging ich nach Peru, wo ich meinen Zivildienst gemacht und Weltkirche erlebt habe. Dort arbeitete ich in einer Menschenrechtskommission und in einem Gefängnis. Außerdem half ich in der Pfarrei bei Wortgottesdiensten aus. Dann begann ich bei den Steyler Missionaren in Sankt Augustin mit dem Studium der katholischer Theologie, weil dort Missionstheologie als Schwerpunktstudium angeboten wird. Während des Hauptstudiums war ich zwei Semester bei den Deutschen Benediktinern in Jerusalem. Dort gibt es ein ökumenisches Studienjahr für katholische und evangelische Theologiestudenten. Teil des Programms ist der Kontakt zu den Weltreligionen Judentum und Islam sowie den christlichen Kirchen. Diese Zeit war für mich ein Geschenk, eine einmalige Sache. Es war im letzten friedlichen Jahr vor der zweiten Intifada.



Wo haben Sie die Comboni-Missionare kennen gelernt?

Ein Jahr nach Beendigung meines Zivildienstes war ich nochmals in Peru. Dort traf ich einen meiner Freunde, der in der Zwischenzeit ins Postulat bei den Combonis eingetreten war. Er erzählte mir, was die Combonis so alles machen. Er sprach von der Begleitung von Menschen auf dem Weg zum Glauben an Jesus Christus, aber auch von den Slums in Lima. Was mich angesprochen hatte, war der Umstand, dass die Comboni -Missionare auf der Seite der Armen stehen. Da war ich neugierig. Aus dem internationalen Adressbuch der Combonis habe ich mir die Adresse von Halle herausgeschrieben. Halle deshalb, weil es von allen Comboni-Häusern am nächsten bei Berlin liegt. Im Nachhinein sehe ich dies als Glücksgriff, weil die Gemeinschaft mich sehr angesprochen hat. Damals waren Benno Singer, Robert Sottara und Eduard Nagler dort. Das sind für mich Christen, die ihren Glauben ernst nehmen und trotzdem mitten im Leben stehen. Sie lebten in einer Mietwohnung und hatten viel Besuch, auch von Nichtchristen. Es war eine gastfreundschaftliche Wohngemeinschaft, wo jemand auch mal spontan übernachten konnte. Provinzial Silvester Engl war in dieser Zeit zufällig in Halle

auf Besuch, ebenso drei Scholastiker aus Innsbruck. So lernte ich den Orden gleich auf verschiedenen Ebenen kennen: Combonis in der Probezeit, eine konkrete Hausgemeinschaft und den Provinzial. Diese Gemeinschaftserfahrung in den Wintersemesterferien 1999 war für mich der Anstoß, dass ich um Aufnahme ins Postulat gebeten habe.

Sie wollen Priester werden. Dazu gehört Berufung. Wie denken Sie darüber?

Jeder Mensch ist von Gott gerufen. Ich glaube, dass alle Berufungen in den Augen Gottes gleichwertig sind, egal, ob jemand Priester oder Bruder in einer Ordensgemeinschaft wird oder ob er eine Familie gründet und sich ehrenamtlich in der Kirche engagiert. Kein Mensch kann seine Berufung selber machen. Was wir tun sollen, ist entdecken, was Gott in uns hineingelegt hat. Ich muss Ja sagen zu dem, was Gott mir geschenkt hat. Für mich ist das Entscheidende, nicht was ein Mensch tut, sondern dass er es aus der Beziehung mit Gott heraus tut. Gott fragt uns am Lebensende nicht, was wir getan haben, sondern ob wir es aus Liebe zu ihm und zu den Mitmenschen getan haben.

Wie schaut das mit Ihrer eigenen Berufung aus?

Was meine persönliche Berufung anbelangt, so lässt sich das nicht an einem großen Erlebnis festmachen. Im Rückblick sehe ich kleine Bausteine, die sich angesammelt haben. Dazu gehört für mich auch das, was ich in der Familie an Vertrauen auf Gott miterlebt, ja mitgelebt habe. Besonders meine Großeltern sind sehr überzeugt lebende katholische Christen.

Die Begegnung mit der Bibel war sicher einschneidend, ebenso meine Erfahrung von Weltkirche in Peru, aber auch konkrete Beispiele an christlicher Ordensgemeinschaft dort. Während meines Grundstudiums habe ich bei den Benediktinern in Siegburg eine Zeit lang mitgelebt. Das Leben dort war für mich ein innerer Klärungsprozess, in dessen Verlauf ich festgestellt habe: ich bin auf dem Weg, Priester zu werden. Ich vergleiche das mit einer Pflanze, die im Herzen wächst. Kurze Zeit später lernte ich die Combonis in Peru kennen. Das betrachte ich als Fügung Gottes., weil ich vorher gar nicht offen für diese Begegnung gewesen wäre.

Sie erwähnen die Begegnung mit der Bibel und die christliche Gemeinschaft.

In der Bibel begegnet mir Christus unmittelbar, ähnlich wie in der Eucharistie. Die Begegnung mit Gott in der Schrift hat in mir einen lebendigen Glauben geweckt. Das, was wir in der Firmung erbitten, nämlich einen geisterfüllten Glauben, ist mir drei Jahre später widerfahren, als ich durch evangelische Christen zum Bibellesen gekommen bin. Das hat mein Leben sehr verändert. Ich habe richtig Feuer gefangen und bewusst den Schritt vom Kinderglauben zum Erwachsenenglauben gemacht, Ja gesagt zum Glauben, der mir in meiner Kindheit mitgegeben wurde. Zuvor kannte ich die Bibel nur aus dem Sonntagsgottesdienst. Was mir im Lesen als persönliche Gottesbegegnung aufgegangen ist, war aber nur möglich aufgrund meines familiären Hintergrundes. Meine Beziehung zu Jesus Christus war seit der Kindheit da.

Sie haben mich auch nach meiner Einstellung zur christlichen Gemeinschaft gefragt. Ich kann nicht Christ sein ohne Kirche. Ich bin in Berlin groß geworden, wo Christen in der Minderheit sind. In meiner Schulklasse am Gymnasium war ich der einzige, der in die Kirche gegangen ist. Dadurch musste ich mir schon früh Gedanken machen, wie ich meinen Glauben begründe. Als ich meine Tante einmal fragte, warum man denn sonntags zur Messe gehen soll, sagte sie mir: „Wenn uns ein Freund

zum Geburtstag einlädt, gehen wir gerne dort hin. Genau so sollte es doch sein, wenn Jesus uns einlädt.“ Diese Erklärung hatte mir als Jugendlicher eingeleuchtet und mich viele Jahre getragen.

Sie haben evangelische Christen ins Spiel gebracht. Wie stehen Sie zur Ökumene?

Meine Lebensgeschichte ist ökumenisch geprägt, obwohl ich in meiner Familie katholisch aufgewachsen bin. Als ich mit dem Bibellesen begann, war es mir wichtig, einfach nur Christ sein zu dürfen, ohne einer bestimmten Konfession zugeordnet zu werden. Mit meiner Großmutter führte ich in dieser Zeit intensive Gespräche. Sie war früher evangelisch und ist vor der Ehe konvertiert. Sie hat sich also bewusst für den katholischen Glauben entschieden. Bei der Rückbindung an meine katholischen Wurzeln spielt sie die wichtigste Rolle. So wie ich also durch das Bibellesen mein Ja zu Christus gesprochen habe, kann ich mich nicht zuletzt wegen meiner Oma mit der katholischen Kirche identifizieren. Heute sehe ich mich als ökumenisch gesinnter Katholik. Ich habe enge Freundschaften mit evangelischen Christen, auch aus den Freikirchen, und meine, dass wir viel voneinander lernen können.

Was ist das Noviziat? Wie lebt man in dieser Zeit?

Das Noviziat ist dazu da, einen Freiraum für die Gottesbeziehung zu schaffen, um meine Berufung zu klären. Was will Gott von mir in meinem Leben? Dieser Klärungsprozess ist ganz bewusst offen. Zu einer verantworteten Entscheidung ist dieser Freiraum nötig, ein Freiraum, in dem ich nicht abgelenkt werde von Personen, Arbeit oder Studium, ein Freiraum für Gott. Die Kontakte zur Außenwelt sind deshalb eingeschränkt. Trotzdem kann ich Briefe schreiben, telefonieren und Besuch empfangen. Jeder Novizenmeister legt die Regeln neu fest. Er entscheidet, wie das Leben konkret aussieht.

Jeder Ordensmann muss sich auf die drei Gelübde Armut, Ehelosigkeit und Gehorsam einlassen. Im Augenblick beschäftigt mich das Gehorsamsgelübde. Ich habe mein Leben bisher sehr autonom geplant. So habe ich mich mit anderen nie groß abgesprochen, was meine Lebenspläne betrifft, etwa meine Auslandsaufenthalte. Wenn ich jetzt in der Gemeinschaft lebe, stelle ich meine Pläne zurück und frage, was Gottes Weg für die Gemeinschaft der Comboni-Missionare ist. Ich weiß jetzt natürlich noch nicht, wie ich mit dem Gehorsamsgelübde umgehen werde. Die Comboni-Missionare haben jedoch eine „flache“ Hierarchie und in der Regel wird alles miteinander besprochen.

Können Sie das Gehorsamsgelübde konkretisieren?

Gehorsam kommt von hören. Die Vorsilbe „ge“ ist eine Verstärkung. Wir sind eingeladen, nicht oberflächlich, sondern genau hinzuhören, was andere uns zu sagen haben. Gott begegnet uns, wenn jemand uns anspricht, und durchkreuzt so unser Leben. Die Kreuzzeichen in unserem Leben beachten und sich darauf einlassen, heißt für mich gehorsam sein. Dazu gehört auch, eine Situation aus der Perspektive der Gesamtgemeinschaft zu betrachten. Da erwarte ich schon eine Gegenseitigkeit, also dass nicht nur die Leitung gehört wird, sondern auch der einzelne Ordensmann. Will heißen, dass man miteinander die beste Lösung sucht.

Wie könnte Ihr Lebensweg als Comboni-Missionar aussehen? Wollen Sie in die Mission gehen?

Ich sollte nicht den zweiten Schritt vor dem ersten planen. Im Augenblick denke ich an meine Noviziatszeit. Mit dem Provinzial habe ich darüber gesprochen, nach dem Noviziat pastorale

Erahrung in der Mission zu sammeln, vielleicht in Afrika. Aber für mich hat Mission nichts mit Entfernung zu tun. Mission bedeutet von seinem Ursprung her Sendung, das heißt Sendung von Christus her, im Dienst an den Menschen. Zwei Standbeine sind wesentlich: die Glaubensweitergabe und die Aufmerksamkeit für Menschen am Rande der Gesellschaft. Mission ist nicht nur ein Thema für Afrika, sondern auch für Europa. Ich will den Blick offen haben für die Nöte der Menschen, da wo ich lebe und arbeite. Das kann zum einen die spirituelle Suche der Menschen sein, eine lebendige Beziehung zu Christus zu finden. Es geht aber auch darum, Strukturen zu bekämpfen, die zu materieller Armut führen, oder um Versöhnungsarbeit zwischen verfeindeten Volksgruppen, wie es die Comboni-Missionare in einigen afrikanischen Ländern tun. Ziel ist es, Menschen zu einer menschenwürdigen Existenz zu verhelfen. Wo ich später eingesetzt werde, ist mir nicht so wichtig. Entscheidend ist, dass meine Arbeit Sinn macht.

(Das Interview führte Josef Schneider für „Kontinente“)

Wer Comboni-Missionar werden will, geht drei vorbereitenden Schritte:

Postulat: Es ist eine Zeit des Kennenlernens. Der Kandidat lebt in einer der Hausgemeinschaften. Meist widmet er sich dabei dem Studium oder der Berufsausbildung.

Noviziat: Das sind zwei Jahre der intensiven Vorbereitung in relativer Abgeschiedenheit. Die Kontakte nach außen sind auf ein Minimum reduziert. Derzeit ist das Noviziat für Kandidaten aus Mitteleuropa in Venegono bei Como in Italien.

Zeitliche Gelübde: Wenn der Kandidat sich entschließt, in den Orden einzutreten und von diesem aufgenommen wird, legt er die Gelübde zunächst dreimal für je ein Jahr ab und danach für drei Jahre. Erst nach sechs Jahren legt er die Gelübde auf Lebenszeit ab.

Die Ordensgelübde:

Es sind die Gelübde der Ehelosigkeit, der Armut und des Gehorsams. Im Gelübde der Armut ist die Ordensperson bereit, die Verfügung über persönlichen Besitz der Gemeinschaft zu übertragen. Außerdem erklärt sie sich zu einem einfachen Lebensstil bereit. Ähnliches gilt vom Gelübde des Gehorsams: Der Ordensmann, die Ordensfrau ordnen sich den Zielen der Gemeinschaft unter.



www.comboni.de

Berufungspastoral
Pater Günther Hofmann
Tel.: (0049) 911 940577-244
hofmann@comboni.de